



DIE GESCHICHTE VOM SPRECHENDEN PFERDEKOPF

Wechselspiele von Macht und Ohnmacht am Beispiel des Reiterstandbildes von Waidbruck

Hans Karl Peterlini

Die Assoziation ist: Das Pferd ist tot. Der abgetrennte Kopf liegt schwer am Boden, das Maul leicht geöffnet, die Nüstern starr, der Hals weit aufgerissen, man könnte hineinkriechen, die Verwesung ist noch nicht eingetreten, wird nie eintreten – Geschichte verwest nicht, sie verweht höchstens, aber ein Rest bleibt zurück. In diesem Fall: ein Pferdekopf.

Im Grimm'schen Märchen von der Gänsemagd ist der abgetrennte Kopf des Pferdes Falada ans Tor geschlagen, aber er kann noch sprechen, gibt Klagelaute von sich und offenbart sein Geheimnis. Tiefenpsychologisch wird der Pferdekopf als Symbol der Großen Mutter gedeutet, als jene Sehnsuchtshöhle, in die wir alle wieder zurückkrie-

chen möchten, nennt man sie nun Heimat, Ersatzwelt, Vergangenheit, vielleicht auch Paradies oder Tod. Vielleicht liegt der Pferdekopf an seinem Ausstellungsort im Tirol Panorama deshalb mit aufgerissenen Hals da: als Einladung zurückzukriechen dahin, wo man/frau hergekommen ist; vielleicht aber auch nicht, denn er ist kalt, er ist aus Metall, und wenn hineingesprochen wird, tönt es hohl daraus.

O du Falada, da du liegest am Bergisel, warum sprichst du nicht? Wer hat dir den Kopf abgetrennt? Wer hat dich so erniedrigt? Im Märchen wird dem Pferd der Kopf abgeschlagen, weil es ein sprechendes Pferd ist und jenen Schwindel zu erzählen wüsste, der die Magd zur falschen Prinzessin,

die Prinzessin aber zur Gänsemagd macht. Auf dem Weg zur Heirat auf ein fremdes Schloss war die Herrin von ihrer Magd überwältigt worden, so dass die Magd als Braut aufgenommen wurde, während die Herrin zu den niederen Diensten musste: ein listig gewaltsamer Rollentausch, der die Subalterne zur Herrin erhebt, die Herrin zur Subalternen degradiert, ein Frevel, ein Unrecht gewiss, das aber hinter sich die Spuren verwischt zu jenem anderen Unrecht, das zuvor der Magd widerfahren war, die nur Magd sein durfte und sich ihren Aufstieg nicht anders vorstellen konnte als durch das Unrecht, das sie der Herrin zufügte, durch Gewalt, List, durch Umsturz einer gegebenen, aber deshalb nicht zwingend gerechten Ordnung.

Erzählt dieser blecherne Pferdekopf womöglich doch etwas? Die Geschichte ist bekannt, aber der Geschichten sind viele, sie bieten unterschiedliche Lesemöglichkeiten, und schon

der Anfang ist eine Entscheidung: wo das Unrecht beginnt, wo es Entwicklungen nimmt, die niemand mehr verantworten kann, wo sich die Spuren des Unrechts verlieren im Ungefähren, wo sie klare Umrisse bekommen. Das Teil, das da liegt, ist so ein Umriss, der aus dem Ungefähren heraushebt, definiert und benennbar macht, gewissermaßen ausspricht, was auch anderswo anfangen, anders erzählt werden, anders verlaufen, anders enden könnte: Es fixiert die Erinnerung, benennt das Unrecht. Aber welches?

Erzählung 1

Das alte Tirol: Kronland einer Monarchie, deren herrschaftliche Zwangsausübung hinter dem Glamour ihrer Monarchen und dem Gelb ihrer Fassaden verdeckt ist, in

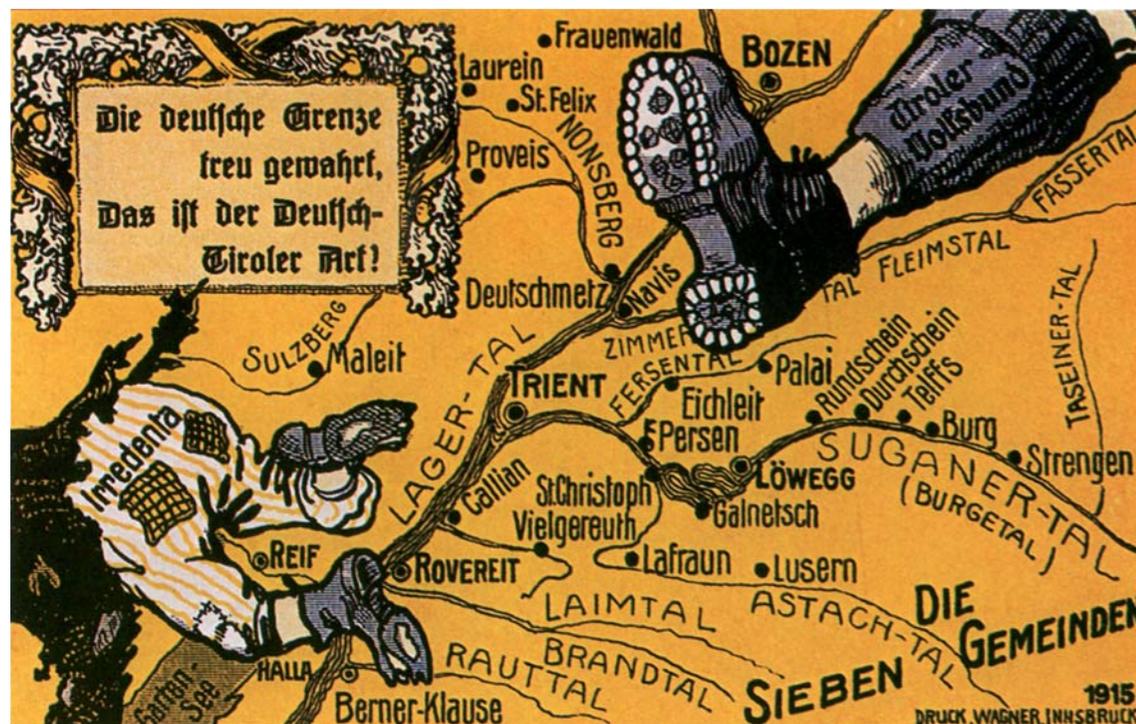
mildes Licht getaucht durch eine Erinnerung, die das Schöne festhält und das Grausame wegdrängt. Die Bruchlinien dieses Reiches, in dem einst die Sonne nie unterging, weil es über den Horizont gespannt war, Kulturen und Nationen umfasste unter einer Krone, lassen sich weit zurückverfolgen, verlieren sich irgendwo. Sichtbar werden sie mit dem Aufbegehren der Subalternen vor und nach 1848, von da an verzweigen sich die Brüche sprunghaft: Umsturz, Ruf nach Freiheit, Empordrängen von Bürgerlichen und Volksgruppen gleichermaßen, ein schwer entwirrbares Gemisch, das nur vorübergehend entschärft werden kann – zu gewaltsam ist die Wiederherstellung der Ordnung, zu halbherzig das Einleiten von Reformen. Im italienischsprachigen Tirol verabschiedet sich die bürgerliche Elite emotional und intellektuell aus der Donaumonarchie und blickt nach Italien, das deutschsprachige Tirol rückt umso fester zusammen.

Was jahrhundertlang zusammengehört hatte oder zumindest zusammengehalten worden war, beginnt auseinanderzudriften, auseinandergetrieben von einer Entwicklung, die den Subalternen Sprache gibt, aber noch keine Verständigung ermöglicht, weder zwischen Macht und Ohnmacht noch unter den Ohnmächtigen selbst, die sich den Anderen fremd machen müssen, um sich im Eigenen zu finden. So marschieren die deutschen Studenten gegen die welschen Studenten, beseelt vom selben Freiheitswunsch, das gemeinsame Anliegen verdeckt vom Gegeneinander ihrer Nationalismen. Mit der Aufwertung der Volkssprache erhalten die Subalternen eine Sprache, sie wird zum identitätsstiftenden Moment, das vorher vielleicht die Zugehörigkeit zur Dynastie gewesen war. Wo diese zusammengehalten hatte, steht nun Sprache gegen Sprache, fallen sich die Nationen ins Wort, ohne einander zuzuhören, fallen schließlich übereinander her. Eine flüchtige Skizze, aber sie hilft zu verstehen, was sich mit den Kriegereignissen allein nicht erklären lässt: im Großen das Zusammenbrechen eines Reiches, als wäre es aus Sand gebaut gewesen, im Kleinen das Auseinanderbrechen Tirols lange bevor es politisch geteilt wurde. Die Welschtiroler waren im Tiroler Landtag jahrzehntlang vergeblich gegen die deutschösterreichische Dominanz angemerkt, und als sich 1918 der südliche Teil Deutschtirols als italienische Provinz in einem national umgestülpten

Ordnungsrahmen wiederfand, war von der sprachgruppenübergreifenden Identität Tirols nahezu nichts mehr übrig. Die frühere Magd riss Pferd und Macht an sich, die gestürzte Herrin musste barfuß laufen. Wir finden in dieser Geschichte alles, was sich auch im Märchen findet: die Gewalt, die List, mit der Südtirol zu Italien kam, die Rohheit der Sieger, aber auch die Vergesslichkeit der Verlierer. Wie im Märchen so wird auch im Mythos Tirols verwischt, was an fehlender Sensibilität, an umgekehrtem Unrecht vorher da war. „O du Jungfern Königin“, spricht der Kopf vom Schlosstor herunter, „wenn das deine Mutter wüßte, ihr Herz tät ihr zerspringen.“ Die Wehrufe des Pferdes werden zum Mythos einer nur durch fremdes Unrecht verlorenen Mutter Heimat.

Erzählung 2

1938, als das Pferd erstmals in Stellung gebracht wird, ist der italienische Faschismus auf dem Höhepunkt seiner Macht. Geradezu alles, was sich der Welschtiroler Sozialist und Irredentist Cesare Battisti 1915 vom Kriegseintritt Italiens gegen Österreich erhofft hatte, ist ins Gegenteil pervertiert – ein brachiales Machtssystem hat sich an die Stelle der Monarchie gesetzt, ein brachialer ehemaliger Weggefährte Battistis, Benito Mussolini, an die Stelle des Monarchen. Battistis Absicht, die Zugehörigkeit Deutschtirols zu Österreich zu respektieren, weicht dem Einheimischen einer ersehnten Kriegsbeute, die möglichst schnell dem neuen Staat gleichgemacht, assimiliert werden soll. Der Faschismus ist ein modernes Phänomen, versteht sich als Motor der Moderne, der seine politische Übermacht mit kultureller Überlegenheit verwechselt, feiert Triebkraft und Technik als Ausdruck eines neuen Menschen, macht sich zunutze, beschleunigt und lässt außer Kontrolle geraten, was an Entfremdung wohl so oder anders über die Menschen in ihren zusammenkrachenden Weltbildern gekommen wäre. In der Bändigung und Ausbeutung der Wasserkraft im erbeuteten Gebiet vereinen sich Symbolik und Wirtschaftsinteressen einer neuen Macht, der Strom dient der Industrialisierung und dem Fortschritt, Industrialisierung und Fortschritt dienen der Assimilierung durch forcierte Zuwanderung.



Nationalistische Propaganda 1915: Welschtirol wird deutsch – bis zum „Gartensee“

So steht das Pferd, ehe ihm der Kopf abgeschlagen wird und sich seine Botschaft verkehrt, hoch über dem Kraftwerk Waidbruck im Eisacktal, gegossen in Aluminium, gewidmet dem Genio del Fascismo, auf seinem Rücken sitzt ein nackter römischer Soldat, bekleidet nur mit Sandalen und einem lose wehenden Umhang, eine Hand am Zügel, die andere hoch zum Gruß erhoben. Es ist gar nicht nötig, dass der Reiter die Gesichtszüge Benito Mussolinis trägt, wie es häufig fälschlich heißt. In dieser Behauptung zeigt sich nur, wie ungenau hingeschaut wird, wenn Geschichten zur Geschichte umgedichtet werden. So ist es nicht Mussolini, den der Reiter darstellt, wohl aber ein Bild Mussolinis von sich selbst, den Triumph von Trieb und Geist im Faschismus: der Trieb verkörpert im Pferd, der Geist entfaltet im Reiter mit der Leichtigkeit seiner Sandalen und dem Flattern seines Mantels.

Erzählung 3

Als 1945 der Genio del Fascismo im Staub lag und Mussolini zuerst gemordet, dann gehängt wurde, mussten Ross und Reiter neu benannt werden, das Pferd, Symbol der Herrschaft, wurde zum Symbol der Demokratie umgedeutet und den an die Macht gelangten Subalternen gewidmet, wurde zum Genio del Lavoratore Italiano, zum Genius des italienischen Arbeiters. Und wieder verwischte das Sprechen des Rosses die Spuren der Gewalt, der Unterwerfung, die seiner Umdeutung vorangegangen war und sie weiterhin begleitete. Die italienischen Arbeiter waren dort, wo sie herkamen, selbst Subalterne, dort, wo sie hinkamen, waren sie Handlanger der Unterwerfung anderer, von diesen erlebt und wahrgenommen als Boten anhaltenden Unrechts.

1959 lässt der Tiroler Heinrich Klier in seinem Roman „Etschland-Ballade“ seinen unglücklichen Helden Robert, einen Subalternen, genau dieses Denkmal sprengen, Ende Jänner 1961 sprengt Heinrich Klier es tatsächlich. Sie waren zu vielen gekommen, hatten Sprengstoff im Kofferraum versteckt, die einen standen Posten, die anderen eilten über die Straße, warfen einen Fleischerhaken mit Kletterseil aufs obere Ende des ersten Sockels, zogen sich daran hoch, stemmten sich mit Räuberleitern weiter in die

Höhe, legten eine Sprengladung an ein Bein des Rosses, umwickelten diese fest, stellten die Zünduhr ein, verschwanden in der Nacht. Als sie am nächsten Tag hörten, dass es den „Aluminium-Duce“ in tausend Fetzen zerrissen habe, waren sie außer sich vor Freude. Die Subalternen hatten sich zurückgemeldet, jetzt war der Kopf abgetrennt, jetzt sprach Falada ihre Sprache, wurde zum Zeugen eines Unrechts, das zum Himmel schrie, wenngleich es – wie so oft, wenn Denkmäler gestürzt werden – die Erinnerung an frühere Geschichten und andere Anfänge der Geschichten vergessen ließ. Mit dem Sturz des Pferdes, mit dem Kopf, der nun nicht etwa am Boden lag, sondern aufrecht im Schnee stand und zu sprechen begann, verlangten die Subalternen ihr Recht zurück.

Erzählung 4

In der Nacht vom 29. auf den 30. Jänner 1961 wacht in einem Wohngebäude des E-Werkes, wo die Familie des stellvertretenden Leiters Teresio Cravedi lebt, die kleine Tochter auf und kriecht zu den Eltern ins Bett. Unmittelbar darauf erschüttert ein fürchterlicher Krach das Haus, die Brocken des Reiterstandbildes fliegen weit herum, zwei Finger landen drohend vor der Haustür der Familie Cravedi. Die Mutter, Luisa Cavada, erleidet einen Schock, das Mädchen wird sich später erinnern, der Mutter „Medizin“ ans Bett gebracht zu haben, damit sie sich erholt. Angst war schon vorher ums Haus geschlichen, denn immer wieder hatte es versuchte und missglückte Anschläge auf das E-Werk gegeben.

Luisa Cavada ist eine deutschsprachige Südtirolerin, durch die Heirat mit Teresio Cravedi ist sie – in der politischen Optik von damals – auf die andere Seite gerückt, so wie ihr Bruder, der eine Schwester Cravedis heiratete. Teresio Cravedi, 1911 geboren, war unter dem Faschismus als Arbeiter nach Bozen gekommen, schufte sich allmählich nach oben, wurde schließlich Vizechef, und wenn der Chef nicht da war, leitete er das Werk. Parteimitglied bei den Faschisten war er nie geworden, auch Fanatiker war er keiner, die deutsche Verwandtschaft ließ ihn manches verstehen, was andere nicht verstanden, aber das Reiterstandbild war trotzdem sein Stolz, auf seinem



Im Kampf zur Befreiung der „unerlösten“ Gebiete: Der Arm des Dante-Denkmal in Trient weist dabei die Richtung: nach Norden.



Hitler und Mussolini, zwei Diktatoren beim Kartenstudium in München 1938. Anscheinend unbeteiligt: der italienische Außenminister und Schwiegersohn Mussolinis, Gian Galeazzo Ciano.

Nachtkästchen stand lange ein Abbild davon. Seine Frau war jünger, Jahrgang 1922. Als es ums Heiraten ging, war Südtirol tief gespalten vom Hitler-Mussolini-Abkommen von 1939, das die Bevölkerung vor die Zwangswahl stellte, entweder kulturell schutzlos in Italien zu bleiben oder ins Reich auszuwandern. Ein brachiales System hier, ein brachiales dort: In Massen entscheiden sich die Südtiroler für die Auswanderung in ein gelobtes Land, in dem die Brachialität des Faschismus zur mörderischen Perfektion

getrieben wird, entscheiden sich gegen ihre Heimat und für eine Verheißung, die in bellendem Ton spricht, aber die Befehle auf Deutsch brüllt.

Der jungen Luisa Cavada erleichterte die „Option“ von 1939 die Entscheidung zur Heirat, denn diese sicherte ihr den Verbleib in Südtirol mit jemandem, den sie liebte. Es ist, als ob Orte die Auflösung ihrer Geschichten einfordern: In Kliers „Etschland-Ballade“ zerbricht genau eine solche Liebe an der Kugel des Attentäters Robert, weil

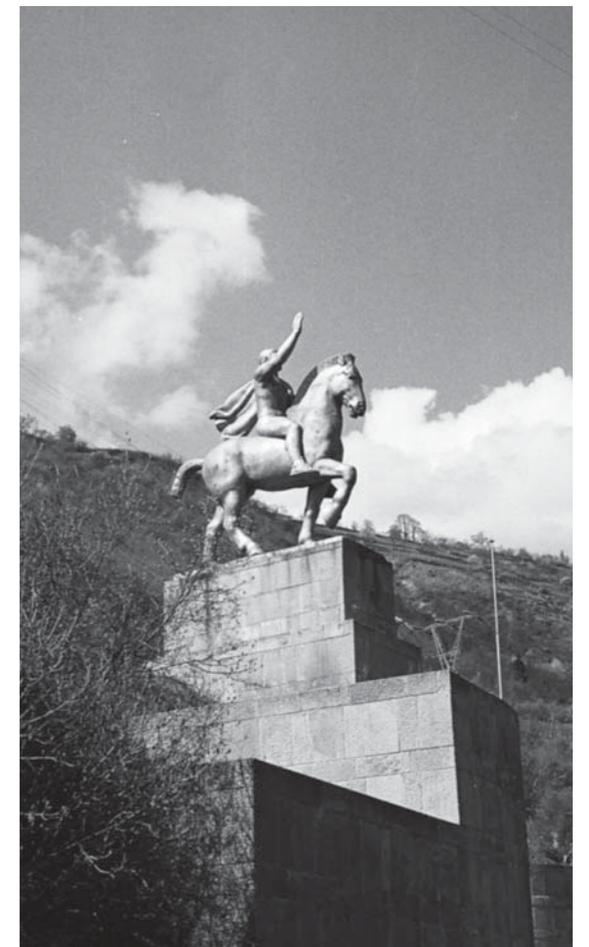
er dieselbe Frau liebt wie der Besatzungssoldat; mit dem Denkmal sprengt Robert den Hass auf eine Unrechtsmacht, aber auch seine Eifersucht und Kränkung mit in die Luft, tötet aus Versehen die Geliebte, die er in den Armen eines anderen wähnt. Im Leben geht die Geschichte glimpflicher aus, Luisa Cavada und Teresio Cravedi kommen gut durchs Leben, ihre Familie findet Heimat, spätestens die Enkel müssen keinen Unterschied machen zwischen richtigen und falschen Südtirolern. Allerdings wird das Paar umziehen, in eine Dienstwohnung in der Stadt. Die zwei abgetrennten Finger des Reiters behält sich die Familie als Andenken.

Der Kopf ist nach der Sprengung noch intakt, man schaut, ob sich Ross und Reiter zusammenflicken lassen, mit Kreide schreibt jemand „presto ritornerò“ auf den mächtigen Hals, „bin bald wieder da“. Zusammengeflickt wurde es nicht mehr, in zu viele Brocken war das Denkmal zerborsten, manche soweit vom Tatort entfernt, dass die Vertrauensleute der Attentäter sie am nächsten Tag einsammeln konnten. Einzelne Splitter kamen zu Großverleger Fritz Molden nach Wien, der ein erster Mäzen des Aufstands gewesen war, ein Splitter wurde Außenminister Bruno Kreisky überreicht, der zuvor eine Attentäter-Delegation in seiner Wohnung empfangen hatte.

Ein neues Reiterstandbild wird, anders als angekündigt, nie mehr aufgestellt werden, der Sockel bleibt leer.

Ein Gerücht besagt, dass schon wenige Monate später eine komplette Nachbildung fertiggestellt worden sei, aber mittlerweile war zu viel geschehen: Attentate über Attentate, den ganzen Frühling 1961 lang, dann 37 gesprengte Strommasten in einer Nacht, Beginn ernsthafter Verhandlungen, schonungslose Jagd auf die Attentäter mit Massenverhaftungen und Folterverhören, allmählich ein Tasten nach Lösungen, mit Rückschlägen, mit weiteren Attentaten, Toten, zerbrochenen Leben in Gefängnissen und draußen, schließlich ein Vertrag, der die Beziehungen regelte. Erstmals ging eine Geschichte nicht so aus wie im Märchen, Magd und Königin steckten ihre Rechte ab, zogen ihre Hoheitsgrenzen, fanden einen modus vivendi, eine Möglichkeit zu leben.

Dem Gerücht zufolge steht das fertiggestellte neue Ross mit Reiter immer noch in einem Depot des E-Werkes, in irgendeinem Raum des in den Fels gegrabenen Labyrinth



„Genio del Fascismo“: überdimensionales Reiterstandbild, 1938 vor dem Kraftwerk in Waidbruck am Eingang ins Grödental errichtet. Die Figur wies deutliche Züge Mussolinis auf. 1945 wurde das Denkmal in „Genio del Lavoratore Italiano“ umbenannt.

mit seinem verzweigten Stollensystem; auch das gehört zum Mythos, verschlungen zu sein von der Erde, verschollen in ihr, aber nicht verschwunden. Sicher ist, dass die Brocken, soweit sie zusammengesammelt werden konnten, im E-Werk gelagert wurden: der abgeschlagene Pferdekopfe, das abgetrennte Haupt des Reiters, der zerrissene Torso, Körperteile, Arme, Aluminiumfetzen; die Hoden des Pferdes soll der E-Werksleiter behalten und als Aschenbecher benutzt haben.



Erzählung 5

Das Pferd könnte auch andere Geschichten erzählen, in vielen Sprachen und Dialekten, es spricht etwas wirr, nicht immer logisch, nicht immer verständlich. 1943 musste Mussolini aus Rom fliehen, Hitler bot ihm Schutz an und marschierte in Oberitalien ein, Südtirol bekam die deutsche Sprache zurück, aber die folgenden zweieinhalb Jahre Nationalsozialismus kosteten weit mehr Todesopfer auch in der deutschen Zivilbevölkerung als die 21 Jahre Faschismus davor; in der Erinnerung sind sie ausgeblendet, und auch da wurden Opfer zu Tätern. Das Reiterstandbild überdauerte – wie alle faschistischen Denkmäler – auch die deutsche Brachialität: Unterschiedlich waren die Sprachen der Subalternen, die Sprache der Macht war dieselbe.

Wie groß es ist: Acht Meter hoch ragt es mit seinem Reiter in die Höhe, allein der Kopf ist zwei Meter hoch und 300 Kilogramm schwer, 900 x 2000 x 2500 mm wurde das Exponat vermessen, ehe man es ausstellte; durch die Tür hätte das Trumm gepasst, in den Aufzug nicht, so wurde es mit einem Kran durch das Fenster gehoben, in den Ausstellungsraum geschleppt und hingelegt; stehend hätte es vielleicht zu imposant gewirkt oder hätte zu sprechen begonnen; auf einem Foto für den internen Gebrauch steht der Pferdekopf mächtig und breit im Bild, der Direktor des Museums daneben klein und schwächling.

Wie kommt der Kopf daher? Die von den Faschisten erbauten E-Werke sind 2009 in eine Gesellschaft eingegangen, in der das Land Südtirol die Mehrheit hat, teuer erkauft angeblich, aber immerhin: Das einstige Ausbeutungsgut Wasserkraft ist ein Reichtum des nicht mehr subalternen Landes. Im verschachtelten Gesellschaftssystem rund um die neugegründete SEL-AG werden die E-Werke von der Hydros-GmbH verwaltet. Die Tiroler Landesmuseum-Betriebsgesellschaft GmbH schließt einen Leihvertrag mit der Hydros-GmbH über den Pferdekopf, der die Signatur 07/08/01/211 bekommt, erfasst am 14. 9. 2009, versichert um 10.000 Euro und der konservatorischen Bedingung, ihn so „trocken wie möglich“ zu lagern.

Dem Exponat wird ein unansehnlicher Brocken des am 1. Oktober 1961 am Bergisel gesprengten Andreas-Hofer-Denkmal zur Seite gestellt, ein Teil des Stiefels des

Bauernhelden aus den Franzosenkriegen um 1809. Auch dieses Relikt könnte manches erzählen, von Freiheitskämpfen gegen Ideen der Freiheit im Dienst eines Monarchen, der solchen Dienst gern annahm und schlecht lohnte, ein Aufstand der Subalternen, für die sich Freiheit auf die Frage reduzierte, ob sie diesem oder jenem Herrscher unterworfen sein wollten, denn Beherrschte waren sie so und anders, und als sie die Beherrschung zu verlieren drohten, schlossen die Monarchen Frieden, gaben einander die Kinder zur Heirat und exekutierten die Aufständischen, um ihnen später Denkmäler zu setzen – jenes am Bergisel zum Beispiel. Bei der Sprengung 1961 barsten weitem die Fensterscheiben, wild stoben die Splitter, der Held selbst lag am Boden und streckte die Finger seiner Hand gegen Süden, woher die Täter gekommen waren, italienische Neofaschisten, die ein Zeichen setzen wollten gegen die Zeichen der anderen.

Nun liegen im Museum am Bergisel die Reliquien der gesprengten Denkmäler nebeneinander, das von Faschisten gesprengte Stiefelstück Andreas Hofers und der von Tirolern gesprengte Pferdekopf des Faschismus, zusammengefasst durch die Themenklammer „Lösungsversuche“. Ein drittes Exponat ist der 1995 abgebaute Schlagbaum am Grenzübergang Brenner zwischen Italien und Österreich. So heben Orte und Geschichten einander auf, wenn wir sie sprechen lassen. O du Falada, es gäb' noch so vieles zu sagen: Aber über sein Schicksal schweigt das Märchen.

Postscriptum

An einem Montag im Herbst 2011 antwortet der Präsident der neuen Südtiroler E-Werks-Gesellschaft am Telefon, er lasse gern nach der Nachbildung des Pferdes im Inneren des E-Werkes forschen, überhaupt bedürfe die ganze Geschichte einer gründlichen Aufarbeitung, er sei nur gerade in einer dringenden Sitzung. Am nächsten Tag wird im Zuge von Verdächtigungen und Ermittlungen wegen mutmaßlicher Treuhandbeteiligungen an privaten E-Werken die Absetzung des Präsidenten, des Geschäftsführers und des gesamten Vorstandes eingeleitet. Auch das gehört zu den Geschichten von Macht und Ohnmacht, Entmachtung und Wiederbemächtigung.

„Erinnerungen an Heimat und Besitz“. Die 1936 geschmiedete Achse Berlin–Rom schuf die Grundlage für eine „Lösung des Südtirolproblems“. Wer nicht Italiener werden wollte, sollte umgesiedelt werden. Bilder sollten die Erinnerung an die alte Heimat bewahren.